

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit der illustrierten Beilage die „Neue Welt“.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weißkerbergasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 Mk., pro Woche 25 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6892.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfzeilige Petitzelle ober deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 153.

Breslau, Mittwoch, den 4. Juli 1894.

5. Jahrgang.

Preussischer Fusel.

Unsere Agrarier sind nicht blöde in ihren Forderungen: nachdem das famose Getreidemonopol in's Wasser gefallen ist, erscheinen sie mit einem Schnapsmonopol auf der Bildfläche. Der Staat soll ihnen ihren Schnaps abkaufen, den sie nicht loswerden können, und zwar zu dem Preise von 50 Mk. pro Hektoliter, den er nie gestoft hat.

Die Geschichte des preussischen Schnapses ist eines der interessantesten Blätter aus der Geschichte der kapitalistischen Wirtschaft und verdient daher, einmal näher betrachtet zu werden.

Der Schnaps wird aus den Kartoffeln gewonnen und stellt eine Verbindung von Stoffen dar, welche die Pflanze nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft entnimmt. Der Rest, welcher von den Kartoffeln, nachdem der Fusel herausgezogen ist, übrig bleibt, enthält also alle dem Boden entzogenen Bestandtheile. Diese sogenannte Schlempe kann nur als Viehfutter verwendet werden. Da das Vieh jedoch nicht allein von Schlempe leben kann, so müssen noch andere, sogenannte Kraftfuttermittel zugekauft werden, wie Baumwollsaatmehl, Palmkernkuchen, Kapskuchen u. s. w. In den Excrementen des Viehes geht als Mist also dem Boden alle ihm entnommenen Stoffe wieder zu, und außerdem noch die in dem Kraftfutter steckenden; verloren geht ihm nichts, da der Spiritus aus Stoffen besteht, die der Luft entnommen sind. Dadurch ist es gekommen, daß die Spiritusproduction den Boden bereichert, so daß thatsächlich jetzt auf Gütern, die früher fast nur Roggen bauten, jetzt aber auch außerdem Kartoffeln, der Gesamtertrag an Roggen auf dem kleineren Areal größer ist als früher.

Namentlich für die Kartoffel ist der leichte Landboden des Ostens geeignet: im Westen hat bekanntlich eine ähnliche Rolle die Zuckerrübe gespielt. Es begreift sich, daß unter den geschilderten Umständen die Producenten ein glänzendes Geschäft machen mußten, und daß sich der Werth des Bodens in diesen Gegenden durch die Schnapsbrennerei rasch hob. Man kann rechnen, daß seit den 50er Jahren der große Aufschwung begonnen hat, als durch die Ablösungen die Junker das nöthige Kleingeld in die Hand bekamen, um Brennereien bauen zu können. Bis dahin hatte im inländischen Consum und auch auf dem Weltmarkt immer noch der Kornschnaps prävalirt, der natürlich viel theurer, aber auch viel gesünder war, als der Kartoffelfusel. Seit den 50er Jahren beginnt ein gewaltiger Aufschwung im Osten; man kann rechnen, daß sich die Production verdrei- bis vervierfacht hat. Der Kornschnaps wird verdrängt und an seine Stelle tritt der Kartoffelfusel; außerdem aber steigt auch der Consum.

Das ist natürlich der Revers der glänzenden Medaille. Der Fusel muß getrunken werden, und wenn der Consum zunimmt, so nimmt die Trunksucht zu. Die Verbesserung der Bodencultur im Osten ist geschehen auf Kosten der Gesundheit und des Wohlstandes des mit dem Fusel vergifteten Volkes.

Außerdem nahm der Export stark zu. Von zehn Millionen Liter im Anfang der 50er Jahre stieg er auf 100 Millionen in den 80er Jahren. Der deutsche Schnaps beherrschte in dieser Zeit den Weltmarkt. Zum Besten der Bodencultur in den östlichen Provinzen, resp. zum Profit der dortigen Junker, wurde er namentlich viel nach Frankreich gesendet, um dort zur Weinfabrikation gebraucht zu werden, und

manches Duddel Rothspohn, den der Junker auf das Wohl der heimischen Spiritusindustrie leerte, mag dieser Spiritusindustrie seine Entstehung verdankt haben. Außerdem aber diente der preussische Schnaps in den südlichen Ländern dazu, die Lebenshaltung der dortigen Arbeiter zu verpowern. Dort war immer noch Usus, daß der Arbeiter Wein trank; seit der Wein durch den billigen Schnaps ersetzt werden konnte, fand dieselbe Erscheinung statt, wie bei Einführung der Kartoffelcultur: der Arbeiter wurde zu dem geringwertigeren Genußmittel gedrängt; wie die Kartoffel das Brot, so hat der Schnaps den Wein vertrieben. Das ist der Grund, weshalb heute in den südlichen Weinländern die so traurige, viele kleine Anbauer ins Elend stürzende Weinkrise herrscht.

Man sieht, daß die Menschheit durchaus keine große Veranlassung hat, den preussischen Schnaps als Culturpionier zu feiern; die guten Roggenernten und das fette Mastvieh in seiner Heimath werden durch seine anderweitigen Schandthaten reichlich wett gemacht.

Wie das nun so geht in der kapitalistischen Welt: wenn ein Staat eine Exportindustrie hat, so dauert es nicht lange, bis sich dieselbe Industrie auch in den anderen Staaten entwickelt: diese jagt der Vorgängerin zunächst den inneren Markt ab und beginnt dann, mit ihr auf dem Weltmarkt zu concurriren. In unserem Fall war der Bösewicht Rußland. Auf Rußlands weiten Ebenen wächst so viel Roggen, daß derselbe in manchen Jahren nicht zu seinem Kostenpreis verwerthet werden kann; und kommt dazu, daß in den entlegeneren Districten die schlechten Wege den Transport zu theuer machen. Das ist ein großer Anreiz, Spiritus zu brennen aus Roggen, der nicht theurer kommt, wie der preussische Kartoffelfusel, zum Weinpantchen aber besser geeignet ist, weil ihm jener unangenehme Beigeschmack

„Aneinander gekettet“.

Amerikanischer Criminal-Roman von Otto von Mendorf.

33]

Nachdruck verboten.

In Folge eines Winkes seitens Jeffersons streckte sie ihm ihre Hand entgegen, welche Arthur, sich leicht verbeugend, ergriff und sie an seine Lippen führte. Jefferson hatte sich in einen Sessel gemurzelt.

„Hier, Annie,“ sagte er, „unser Freund, des bisherigen Lebens müde, hat den guten Rath erhalten, eine Zeit lang der Ruhe zu pflegen und sich in Folge meiner Einladung entschlossen, auf einige Monate unser Gast zu sein.“

„Aber, mein Lieber, fürchtest Du nicht, daß Mr. Stratton sich bei uns langweilen wird?“

„Warum?“

„Es ist gar zu still hier und wir sind nur einfache Landbewohner.“

Annie sprach nur, um das Schweigen zu brechen und Stratton zu veranlassen, ein Gespräch zu beginnen, um den Wohlklang seiner Stimme zu hören und, indem sie sprach, richtete sie dann veritohlene Blicke nach ihm, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Erscheinung auf ihn machte, denn Alle, die sie zum ersten Male gesehen, waren von ihrer Schönheit zur Bewunderung hingekifft worden.

Aber Arthur hielt sich den Mund zu.

zwischen diesem eleganten Weltmann und dem gewöhnlichen, ungeschliffenen Jefferson. Wie so kühl und reservirt nimmt Jener alle Eindrücke auf, während Jefferson über Alles erstaunt ist, was ihm neu und dessen Gesicht der Ausdruck seiner Gedanken ist.“

Annie irrte sich — Stratton war durchaus nicht so kalt und gleichgültig als sie glaubte. Er war nur abgepannt in Folge der Erlebnisse der letzten 24 Stunden, die ihn in eine so schreckliche Aufregung setzten, weshalb er denn auch um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, bat.

Als nun Bride allein waren, erzählte Jefferson Annie was vorgefallen und weshalb Arthur seine Gastfreundschaft angenommen, aber als ein wahrer Freund vermieß er ängstlich, alle jene Einzelheiten zu berichten, die auch nur im Geringsten seinen Gast in ein zweifelhaftes Licht zu stellen geeignet waren.

Annie hatte noch nie so aufmerksam den Worten ihres Gatten gelauscht. Gerade wie jene Sängerin war sie überwältigt von dem Heroismus dieses Mannes, der, nachdem derselbe ein unaufgeheures Vermögen verschwendet hatte, den Entschluß faßte, Selbstmord zu begehen.

„Jefferson würde das nie gethan haben,“ sagte sie sich.

Aberdings war Jefferson ein durchaus von Stratton verschiedener Charakter.

Arthur war einer jener Menschen, die nach Verlauf

er gefiel sich häufig darin, leichte Scherze zu machen, grade als ob Jahre seit jener Schreckensnacht im Hotel verfloßen seien und er wieder der Löwe der Gesellschaft, der Günstling Fortunas, sei.

Annie war erstarrt über solche Ruhe nach den schweren Schicksalsschlägen und hielt diese kindische Sorglosigkeit für wahre Seelengröße.

„Nun,“ sagte Jefferson eines Morgens, „da ich ja Dein Geschäftsträger geworden, so gieb' mir mal betreffs Deiner Finanzlage einige Aufklärung. Wie groß ist oder war Dein Vermögen?“

„Ich habe durchaus keinen Ueberblick,“ entgegnete Arthur.

Jefferson hatte sich mit Papier und Bleistift versehen zu ihm gesetzt, bereit, die ihm aufgegebenen Daten und Zahlen zu notiren. Er schien ein wenig erstaunt. „Well, dann wollen wir den X als die Ziffer für den ungekannten Betrag der Masse gelten lassen und nun zu den Verbindlichkeiten, übergeben,“ sagte er.

„Die kenne ich ebenfalls nicht genau.“

„Wie — hast Du denn keine Ahnung von . . .“

„Doch, vielleicht. Zum Beispiel ich schulde zwischen fünf- und sechshundert Tausend Dollars an Jay Gould — fünfmalhundert Tausend an Clarke n. Comp. und ungefähr ebenso viel an die Union-Bank.“

„Weiter.“

„Ich erinnere mich keiner weiteren Verbindlichkeiten.“ „Aber Du mußt doch ein Memorandum Deiner Verbindlichkeiten aufhören haben?“

abgeht, welcher das preussische Product auszeichnet. Das Wunder, das der deutsche Export zurickging, von 100 Millionen Liter in den achtziger Jahren auf 7 Millionen in 1893! Zur Zeit herrscht nun eine allgemeine Krise in Spiritus auf dem Weltmarkt, auch die russischen Produzenten leiden schwer.

In dieser Noth ist den Agrariern der geniale Gebanke der Staatsmonopole aufgefallen. Der Staat soll ihnen ihren Schnaps, den das Ausland nicht mehr nehmen will, weil er minderwerthige Waare gegenuber dem russischen ist, abkaufen, und zwar zu einem horrenden Preis. Natuerlich muess ihn der Staat wieder verkaufen: und da ihn das Ausland nicht will, natuerlich dem deutschen Volk. Die Idee ist nicht neu. In Ruessland ist die staerkste Einnahme des Staates die Schnapssteuer. Nun hatten unter Kaiser Nikolaus sich hier und da Bauerngemeinden zusammengethan und sich verschworen, dem Laster des Schnapskaufens zu entsagen. Sie setzten ihren Plan auch mit loeblicher Consequenz durch: als aber die Regierung davon erfuehr, liess sie die Raubfuhrer — nach Sibirien schicken, weil sie die Staatseinnahmen benuechtigen. Zu aehnlichen Consequenzen wuerden wir auch in Deutschland kommen: denn was soll denn der Staat mit dem Fuessel machen?

Nun, es ist freilich daefuer georgt, das die agrarischen Baume nicht in den Himmel wachsen koennen, aber wirklich das Unerhoerliche geschehen sollte, das das Monopol Wirklichkeit werde, dann waere wieder einmal der Socialdemokratie ein Agitationsstoff gegeben, wie sie ihn schoener nicht wuenschen kann.

S. A. Z.

Politische Rundschau. Deutschland.

Ein neues Aufnahmegeraet. Das Memum des Bundesraths hat in seiner Plenarsitzung dem Entwurf eines Gesetzes mit dem harmlos klingenden Titel „Gesetzentwurf betreffend Aenderungen und Ergaenzungen des Gerichtsverfaessungs-Gesetzes und der Strafproceess-Ordnung“, wie zu erwarten war, seine Zustimmung ertheilt. Der Entwurf wird also den Reichstagen in seiner naechsten Tagung beistimmen. Im Januar d. J. wurde dies reactionaerische Maesswerk aus den letzten Jahren — und an reactionaerischer Waerre ist der Gesetzentwurf — haben in dieser Zeit wahrlich nicht arm gewesen — von Preussen dem Bundesrath vorgelegt.

General v. Slezynski und die Reue des Militaerstrafproceesses. Nach der „Bon. Zig.“ erzaehlt man jetzt, das General v. Slezynski gar nicht seinen Abschied erhalten habe, weil er den Kaesern Bismarck besuchte, sondern weil er als Vorsitzender der Commission fuer die Aenderung des Militaerstrafproceesses entschieden fuer durchgreifende Reueformen eintrat, die an maessgebender Stelle lebhaftes Misfallen erregten.

Eine Erinnerung. — Liberale und conservativere Zeitungen Deutschlands sprechen ihr Bedauern darueber aus, das anlaesslich der Ermordung Carnots durch einen Italiener die erregten Maessnahmen in Frankreich sich zu be-

schleunigen und thaetlichen Ausbreitungen gegen die in ihrer Mitte lebenden Landknechte des Nordens hinreiessen lassen. Nur theilen dieses Bedauern in vollem Maesse. Aber unsere „Ordnungspreesse“ muessen wir daran erinnern, in welcher insamer Waerre sie im Jahre 1878 anlaesslich der auf den deutschen Kaiser veruebten Attentate gegen die daran voellig unschuldige Socialdemokratie besta. — Es wurde in den „Ordnungsblaettern“ zu Gewaltthaetigkeiten wider unsere Genossen geradezu aufgefordert, und zwar nicht ohne Erfolg. Sogar hohe Beamte entblueteten sich nicht, in den Amtsblaettern derartige Aufforderungen zu erlassen.

Auch die „Kreuzzeitung“ bedauert mit. Sie specieell ist darauf zu verweisen, das sie auch ihre fanatische Heisse gegen die Juden mit dazu beigetragen hat, dieselben thaetlichen Misshandlungen auszuliefern. Unsere „Ordnungspreesse“ ist also gar nicht ihrer eigenen Sueten gegen Angehoerige der eigenen Nation eingedenk zu sein.

Im Jahre 1883 beantragte hat in Sachen der Tabakfabriksteuer die nationalliberale Partei aus den jaenig Wahlkreisen Herrsd. Halle, Bielefeld-Bredenkried, Osnabrueck, Minden-Gibbede und Birne-Deimold eine Eingabe gemacht, welche sich entschieden gegen die Einfuehrung einer Tabakfabriksteuer erklaert. Kein v. d. r. Weg zur Reueform neuer Geldmittel waere ueber so viele unnuetzliche Eingaben hinwegzuehren als der der Tabakfabriksteuer. Der von den Reichstagen wird dabei geuehrt, an keinen Theil mit dazu beizutragen, das jeder Weg geuehrt und beschnitten werden. Nur wenige der Unterzeichner der Eingabe gehoeren dem Tabakgewerbe selbst an. Aber als den Verhaeltnissen der Gegenwart naechst nahe liegend, sind alle Unterzeichner in die Lage versetzt, sich aus eigener Annehmung ein Urtheil zu bilden. Nach Einfuehrung der Tabakfabriksteuer waere das Gros des Consumts bei der Zuehlfuehrung-Experte zu liegen. Die Steuererhebung waere naechst die Vermeidung einer uebermaessigen Abnahme der Zuehlfuehrung-Experte moeglich machen. Die heftige Gegenuehrung waere die moegliche Tabakfabriksteuer zu vermeiden, und denfelde kann anfaehigen Arbeiter muessen beuehrt werden.

Die Reichstagen haben sich den Kopf als Juehlfuehrer angeschlossen, denn bekanntlich ist den Reichstagen ein einstuelliger Reichsminister der Tabakfabriksteuer.

Ein neues Kommando in Frankreich. Durch die Entschlaessungen ueber den Schluess des nationalliberalen Landtagsabgeordneten vom Heerde ist ein neues Juehlfuehren von der idemeren Deck, mit der die Germanen in Deutschland von den franzoesischen Maessnahmen veruehrt, negativer machen.

Die „Sachsen Zeitung“ schreibt ueber den Fall vom Heerde des Landtags:

„Der Reichstag hat sich ueber den Fall vom Heerde des Landtags...“

„Aber Du muess doch mindestens eine Aufzeichnung der Konten, sowie der Rechnungen und Betraege der Schulden aufbewahren haben?“

„Nein — nicht eine einzige, denn ich habe vorgegeben, dass meine haemlichen Papiere nachtrahm.“

Jefferson ironisch von seinem Gemuehle mit. Eine solche Art und Waerre von Geschaeftsuehrung war ihm noch nicht vorgekommen, aber er konnte nicht glauben, das Stratton die Unwahrheit spreche.

Und doch lag er: diese an-erwa Unwissenheit war ein reiner Betrug. Er hielt es fuer unedel und unangeuehm, sich, ohne zu wissen, zu rathen zu haben.

„Aber — wenn lieber Junge, wie nun sollen wir Stratton in das Chaos bringen?“

„Ah, bemuehe Dich lieber gar nicht darum. Lass die Contingen meine Bekuempfung verlaufen: die werden schon wissen, was sie zu ihrem Gelde kommen, glaube ich.“

„Nein! — dann muessst Du zum wenigsten ein Register.“

„Aber ja, es kann sich nur um ein wenig Mehr oder weniger handeln.“

„Doch bemuehe Selbstverleugnung, weil ein bewundernswuerdiger Ehrgeiz gegen Geld“ nachtrahm. „Mit beguehrer meine haemlichen Details, da ja bekanntlich geuehrtliche Maessnahmen unangeuehm.“ Er muess sich ueber aus Luecke zu seiner Frau rathen, wenn sie es moeglich.“

„Du kannst mich bei Deiner Heerde.“ sagte Jefferson.

„Deine Gueltungen werden jedenfalls nur dem Stande der Dinge genau entsprechen sein, und es wird das Beste sein, wenn sie zuammen vorgeuehrt, denn ihre Bewegung, die noch mehrere 100,000 Dollars zu liegen, bedeuert nicht zu meiner Unruhe. Was alle Faelle aber muess ich sie alle einzeln eruehren.“

„Clark u. Connor, hat denen ich die ersten Betraege bringe, muessen am besten unangeuehm sein.“

„Gut, ich muess zu Clark u. Connor gehen, aber bitte mich — ich hoellte es dir das Beste, wenn Du mich nach New-York gaeuehst und —“

Clark schlaendert: „Memorandum“ unangeuehm er ist mit Jefferson. „Memorandum.“

„Sie, er ist nicht muess auf seiner Suenne ankommen, und der er in viele Maessnahmen gewohnt und zwar sehr — da er muess mich, ich hoellte mich gemacht nachtrahm. das er immer Gueltungen, sich zu uehren, nicht unangeuehm hat.“ „Guehnt mich nicht von New-York.“ sagt er in ruhigeren Tone dazu. „Ich muess manchmal wieder einen Lauf auf jenes Maessnahmen haben.“

„Gut, mit, um zu hoffen, das die bei mich. Eine schoener Tages muess mich eine solche Gueltungen zu Dir senden, muessst hier in der Stadt muessst. Aber, sagte Jefferson ironisch, ich muess gehen, sonst veruehrt ich den Tag.“

„Du muessst mich bei der Heerde.“ sagte Stratton. „Aber es muess nicht ueber den Juehlfuehren der Reichstagen sein.“

bedauernden Veruehrtungen durch seinen gewaltigen Tod an Ende der Maessnahmen der Kant wurde heute Nachmittag in Anwesenheit gebracht. Das die Bewegung unter den Reichstagen unserer Gemeinde eine so allgemeine und groesse ist, wie wohl bei keinem sonstigen Ereignis, von denen viele traerige in den letzten Jahren sich hier zugetragen, laess sich leicht denken: betraege doch die Hoelle der eingeleiteten Zwargelder 400,000 Mk.

Der „Trompete“ gehen noch folgende weitere Mittheilungen zu, fuer die dem Blatte die Verantwortung ueberlassen bleiben muess:

Herr vom Heerde hat ueber 400,000 Mark Wechsel auf die Volksbank in Circulation gesetzt und seinem Mitdirector mit der Bitte in der Hand vor langer Zeit die dafuer hinterlegten Deposits abgenommen. — So das nicht allein die Sparenlagen verloren gehen, sondern die Reserven der Volksbank 50 Procent des Actiecapitals, — von dem bisher nur 50 Procent eingezahlt waren — noch nachzahlen muessen. Herr vom Heerde war in Berlin, discontirte dort bei Abel u. Co., A. Rueg jr., J. M. Bamberg, Pender, Oventein u. Koppel, S. S. Michroth, Sonderop u. Co. u. i. w. die Wechsel der Volksbank, die er derartig einloesse, das er bei einer dieser Firmen von Neuen discontirte, um bei der anderen zu bezahlen, — so hatte er Credit, ohne das eine Firma von der anderen etwas merkte. In seiner Eigenschaft als Abgeordneter und nachdem er im Jahre 1883 auessen geschickt die Concession der Altmuere Schmalpurbahn besorgt hat, — muess er uebrigens nicht 600,000 Mark, sondern 100,000 Mark Provision erhalten — glaubten die Berliner Firmen seinen Einfluss fuer Bahngeschaefte benutzen zu koennen und waren ihm aus diesem Grunde gefaellig. Die ganze Agitation im Abgeordnetenhaus, welche seiner Zeit betraeffs der directen Eisenbahnlinie Wien-Kassel in Bewegung gesetzt wurde, war von dem bekannten Bankier Michroth (erster in Kassel) in Scene gesetzt und vom Heerde der Agitator, der hinter den Coullinen von Michroth gestellt wurde. Herr Dr. Hammacher liess dem Verstorbenen am 20. d. M., am Sonnabend zwei Tage vor seinem Tode, entloesse vom Heerde der Firma Sonderop u. Co. 100,000 Mark Wechsel, mit denen er einen gleichen Betrag, der im Juli faellig war, einloessen wollte, liess aber diese 100,000 Mark, statt wie festgesetzt, ganz bestimmte Wechsel damit einzuloesen, am Montag, — also am Tage seines Selbstmordes — in die Haende des Herrn Dr. Hammacher gelangen.“

Welch' Geschrei wuerden die nationalliberalen Blaetter erheben, wenn wir, und die Eigenschaft der Herren vom Heerde und Korth als Abgeordnete koennte uns dazu verleiten, wenn wir fuer die Schwindereien dieser Staepen der Gesellschaft die nationalliberale Partei verantwortlich machen wuenschen, wenn wir die Unteruehrlagen des Landschaftsdirector Dr. Wehr mit der freiconservativen, die Diebstahle, Erbschleicheien und Betraegerien des Centrums-Abgeordneten Conrad Reicher mit der ultramontanen Partei in Verbindung bringen wuenschen. Wir thun dies nicht, wir machen keine einzelne Partei fuer die Schwindereien und Schuereien eines ihrer Mitglieder verantwortlich, falls die Partei sich nicht mit den Schuften und Lumpen solidaerisch erklaert. Wir machen fuer die Corruption unsere ganze Wirtschaftsordnung, das Streben nach egoistischen Reichthuemern, die vor nichts zurueckstehende Verfaesslichkeit, die auf Ausbeutung gegruehdete Wirtschaftsordnung verantwortlich. Wir kempfen einen prinzipiellen Kampf. Wie moeglich ist dagegen die Parteilichkeit unserer Gegner, die, wenn einmal ein Arbeiter, was sicher nicht zu billigen ist, was aber aus der Noth und Arbeitslosigkeit sich in 9 von 10 Faellen erklaren laess, von anvertrauten Geldern etwas fuer sich verwendet, die dann die socialdemokratische Partei verantworten, die dann die socialdemokratische Partei verantworten, wie auch die Saengerin zu besuchen.

Als die beiden Freunde Arm in Arm die Straesse nach Alexandria einschlugen, beobachtete sie Annie vom Fenster aus. „Welch einen Gang hat Arthur, welcher ein Anstuetzen! Ich bin ueberzeugt, das Jefferson ihn haest, weil er sich durch Verschwendung ruinierte und er magt sich das Recht eines Vormundes an. Selbst der Name „Arthur“ klingt schoener wie der meines Gatten.“

Nach einigen Tagen kam Jefferson von New-York zurueck. Waehrend dieser Zeit hatte sich Annie bemueht, eine gewisse Zuehlfuehrung zur Schau zu tragen und mit Arthur nur oberflaechliche Gespraechen gefuehrt. Sie wollte erst zu einem Entschlusse betraeffs ihres weiteren Verhaeltens kommen.

„Victoria!“ rief Jefferson, als er die Schwelle des Parlors betrat. „Wir erretten Dich aus den Haenden der Phiistiker — die besten Federn haben sie dem gerueppien Huhn gelassen und Dir wird genug uebrig bleiben, um Dir ein behagliches Nest zu bauen.“

Annie sah erstaunt auf ihren Gatten. „Wie das?“

„Ja, ja.“

„Sehr einfach — ich durchschaute das Spiel unserer haemlichen Wucherer, die darauf reuehnten, das ganze Capitalium fuer einen Spottpreis zu erwerben, um es naechst einzeln zu hohen Betraegen wieder zu verkaufen, muessst sie sich in den Gemuehle getraegt haetten.“

„Und Du kannst das verhindern?“ fragte Stratton.

„Ja, ja.“

„Sehr einfach — ich durchschaute das Spiel unserer haemlichen Wucherer, die darauf reuehnten, das ganze Capitalium fuer einen Spottpreis zu erwerben, um es naechst einzeln zu hohen Betraegen wieder zu verkaufen, muessst sie sich in den Gemuehle getraegt haetten.“

„Und Du kannst das verhindern?“ fragte Stratton.

wortlich machen, einen solchen Vorgang als Bild aus dem „Zukunftstaate“ charakterisieren und in dieser Weise die Socialdemokratie zu bekämpfen suchen. So verwerflich eine solche Tactik für jedermann ist, sie ist frivol und unverschämmt, wenn die Parteigenossen der vom Liebe, North, Wehr, Fischer und deren noch nicht entdeckten zahlreichen Genossen sich ihrer bedienen.

Wohin geht's mit dem Bauernstande? — Das „Vereinblatt des badiſchen Bauernvereins“ bringt unter dieser Ueberschrift einen beachtenswerthen Artikel. Darin wird auf den Untergang des Römerrichs hingewiesen, der herbeiführt und beschleunigt wurde durch das Verschwinden des Klein- und Mittelbauernstandes, durch den Uebergang von Grund und Boden in den Besitz von wenigen Personen. Dergleichen wird auf die elende Lage der irischen Bevölkerung hingewiesen. Dann sagt der Artikel:

Es hat in der That den Anschein, als ob wir uns immer mehr den irischen und römischen Verhältnissen nähern würden und als ob auch die deutsche Landwirtschaft mehr und mehr dem Großcapital ausgeliefert werden sollte. Zur Beleuchtung dieses einige Zahlen: Im deutschen Reiche zählt die Landwirtschaft gegenwärtig jährlich an 1000 Millionen Mark Schulden; im Großherzogthum Baden allein hat die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes im Laufe der letzten zehn Jahre um 300 Millionen Mark zugenommen. (Allem Anschein nach hat der Verfasser des Artikels auch die Schulden auf Handſchriften im Auge: denn die Zunahme der Hypothekenschulden betrug von 1874—1890 rund 95 Millionen Mk., mag also für zehn Jahre etwa 150—160 Millionen betragen. Zusammenhänghen angenehm genug — für die Herren Couponſchneider.) Das Haus Rothschild zählt schon zu den größten Grundbesitzern, außerdem soll es ein Capitalvermögen von 5000 Millionen besitzen! Bei vorkommenden Gutsveräußerungen sind es verhältnißmäßig wenig Landwirthe, die sich Güter erwerben, wohingegen sich meistens theils Großcapitalisten, reichgewordene Fabrikanten, Banker und andere Geldinstitute (auch geistliche Stiftungen) als Käufer einstellen.

Gut, daß dem Bauernstande nach und nach die richtige Einsicht kommt, wie es mit seiner „Errettung“ in der capitalistischen Gesellschaft beschaffen ist.

Wieder einer! Ueber den jetzt von der Staatsanwaltschaft wiederholt verfolgten Pfarrer Dr. Partisch aus Oldenburg theilt die „Weser-Zeitung“ Folgendes mit:

„Der würdige Seelsorger ist des Betruges, der Unterschlagung und Urkundenfälschung angeklagt. Als die Verabschiedung Partisch's bekannt gegeben war, liefen bald allerlei Gerüchte durch die Stadt, die sich nach verschiedenen Richtungen bewegten. Jetzt kommt Bestimmtes über die Angelegenheit zu Tage. Partisch gründete vor Jahren eine Diakonissenanstalt, die ganz unter seiner Verwaltung stand, und erwarb dann als Heim für die Anstalt ein schönes, an der Ecke der Marienstraße und des Steinweges belegenes Haus. Der Wohlthätigkeit eines Amsterdamer Kaufmanns verdankte das Stift eine Liebesgabe von 20,000 Mark, mit welcher Summe die durch den Ankauf des Hauses gemachten Schulden gedeckt werden sollten. Als im Herbst 1891 der Diakonissenhausverein die Leitung der Anstalt übernahm, trug das Haus 25,000 Mark Hypothekenschulden. Die Schenkung von 20,000 Mark war nicht da: nach den Erklärungen des Vaters Partisch glaubte der Verein auch keinen Anspruch darauf zu haben. Erst im vorigen Monat erfuhr man, daß die von dem Amsterdamer Kaufmann gespendeten 20,000 Mark zur Deckung der Hypothekenschulden des Diakonissenhauses bestimmt gewesen seien. Partisch hatte sie für eigene Zwecke verbraucht. Ebenfalls hatte er ein von demselben Geber im Februar 1892

ausgeworfenes Geſchent von 2000 Mark, das ihm zur Uebermittlung an die Diakonissenanstalt anvertraut war, nicht abgeliefert. Wir wollen noch bemerken, daß zu dieser Zeit schon der jetzige Vorstand die Anstalt leitete. Wegen der betrügerischen Handlungen, die Partisch selbst eingestand, hat er dann ſchleunigst seinen Abschied nehmen müssen. Seine Behörde hat die Angelegenheit bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige gebracht. Man hat ihn bereits in Berlin, wo er sich zuletzt aufhielt, gesucht, aber nicht mehr vorgefunden. Wahrscheinlich wird er sich schon auf dem Wege über das große Waſſer befinden. Partisch ist in Oldenburg über zwölf Jahre als Pfarrer thätig gewesen. Die Nachricht von der gerichtlichen Verfolgung desselben bildet ſelbſtverſtändlich das Stadtgeſpräch. Beliebt war Partisch allerdings nirgends. In der Gründung h umaner Anstalten zeigte er großen Eifer. Die Idiotenanstalt in Oldenburg ist als sein Werk zu bezeichnen. Ob auch dort Unregelmäßigkeiten vorliegen, wissen wir nicht; vielleicht ist es gar nicht festzustellen. Manche größere und kleinere können ihm im Interesse der Barmherzigkeit übergeben worden sein, und die Spender haben sie ihm im vollen Vertrauen auf die richtige Verwendung überreicht, ohne auch nur an eine Controle zu denken.“

Der „Kreuzzeitung“ zum Abdruck empfohlen

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Der Hochverrathesproceß vor dem Prager Ausnahme-Gerichtshof ist am Donnerstag zu Ende geführt worden. Die beiden 16jährigen Matulek und Kolecko und der 18jährige Schütz wurden alle drei des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung u. s. f. schuldig befunden und die beiden Ersten zu zwölfjährigem, der Letztere zu dreizehnmönatlichem Kerker verurtheilt. Der Letztere bezeichnet sich als als Polizeiſpißel. Ob er wohl deshalb so viel billiger davon gekommen ist?

„Alles in Ordnung?“ Nach den Ereignissen beim „Dreifaltigkeitsschachte“ in Polnisch-Straz hat das österreicherische Ackerbauministerium durch eine eigene Commission, bestehend aus höheren Bergbeamten, über verschiedene vorgebrachte Uebelstände an Ort und Stelle Untersuchungen anstellen lassen. Hauptfactor bei dieser Commission war der wohlbekannte Berg-Commissar Dr. Niel. Arbeiter wurden zwar verhört, doch wurde Keiner der Commission beigezogen. Wie diese Commission von dem Werksbesitzer gehänselt wurde, darüber wird Folgendes berichtet: Am Schacht Nr. 26 in Brivoj (Nordbahngrube) wurden unmittelbar vor Ankunft der Commission einige Streckenorte mit hölzernen Kreuzen verſchalt, zum Zeichen, daß dort nicht gearbeitet wird. Als aber die Commission fort war, wurden die Kreuze beseitigt und die Arbeit wurde lustig fortgesetzt. Und gerade die verſchalteten Streckenorte gehörten zu den schlechtest ventilirten und gefährlichsten des ganzen Schachtes und deshalb mußte die Arbeit während der commissionellen Beſichtigung dort eingestellt werden, damit die Commission „Alles in Ordnung“ findet, und die Commission hat ſicherlich berichtet, daß dem so ist. Auf solche und ähnliche Weise sind ſicherlich noch andere Uebelstände den Blicken der Commission, die ohnehin aus sehr verläßlichen und aerne ein, ja sogar beide

Augen zudrückenden Freunden der Grubenbesitzer zusammengeſetzt war, entzogen worden. Wir fragen, wäre das möglich gewesen, wenn in der Commission fachkundige, praktische Bergarbeiter vertreten gewesen wären?

Die Kirche im Dienste des Capitals. Noch liegen mehr als 200 Menschenleiber im tiefen Schlund der gräßlich Larisch'schen Kohlenſchächte in Böhmen gebettet. Ein „unvermeidliches Schicksal“ hat sie der Ausbeutung entzogen. Ein kleiner Theil dieser armen Blutzengen der Verbrechen der capitalistischen Gesellschaftsform ruht in ſchlichten Holzjargen im offenen Maſſengrabe. Hunderte von Angehörigen, Männer, Weiber und Kinder ſtehen klagend um dasselbe herum. Trotz des strömenden Regens will Keines vom Grabe vom Grabe weg. „Tief erschütterter“ steht Graf Larisch da, sein Schmerz beim Anblick dieses Unglücks preßt ihm die Worte heraus: „Dieser Jammer, das ist ein Jammer!“ Der Seelsorger fängt zu ſprechen an. Er tröstet die Frauen mit einem Citat aus der Bibel, welches Ergebenheit jedes Menschen in sein „Schicksal“ verlangt und in den Satz ausklingt: „Des Herrn Wille geſchehe“ — — — Die Stimme des Pfarrers wird nun härter. Wie ein Strafurtheil tönt's aus seinem Munde; seine Worte gelten dem „tief erschütterten“ Grafen. „Sieh hier die armen Waisen, die armen Frauen, sie haben ihr Alles verloren. Sie haben nichts verbrochen, als arm zu ſein. Hier an dieser Stelle frage ich Dich: Ist Dein Gewissen rein, hast Du Dir nichts vorzuwerfen? Hast Du Alles gethan, um das Leben Deiner Lohnſklaven, welche schwer um ihr Stück Brot frohden müſſen, zu schützen? Oder hat Dich der Mammon verblendet, Dein Herz verſteint, daß Dir Gold mehr gilt, als Hunderte von Menſchenleben? O, wenn dem so wäre, wahrlich, es wäre besser um die Welt, wenn Du ſtirbeſt!“ — —

So ſtellt man ſich einen Priester vor, der ſtreng auf den Satzungen der katholischen Kirche ſteht, so glaubt man seine Worte vernehmen zu müſſen. — — Doch nichts von alledem. Der Herr Graf ist Patronatsherr, der Herr Pfarrer dankt dem Grafen für sein Erscheinen und fordert die Hinterbliebenen auch auf, dem Grafen zu danken. „Liebet den, der Euch züchtigt, der Euch ausbeutet.“ Es genügt, wenn er „tief erschütterter“ ist. Ein fürchtbarer Hohn dem armen Volke gegenüber ist die Signatur unserer Gesellschaft. Ausbeutung, Brutalität, Heuchelei, das sind die Hauptgebote des Capitalismus, und Diener der Kirche haben nichts daran zu tabeln!

Frankreich.

Widerlich ist die von dem neugewählten Präsidenten aufgeführte Komödie nach seiner Wahl. Thränen der Rührung habe er vergoſſen über seine Wahl. Aber weint man denn, wenn man vorher die Absicht gehabt haben soll, die Bewerbung um die Präſidentſchaft überhaupt zu unterlaſſen? Perier ſoll nämlich nach neueren Nachrichten von seiner Mutter beſtimmt worden ſein, die Präſidentſchaft nicht auszuſchlagen und zwar mit den bezeichnenden Worten: „Ein Caſimir Perier darf ſich einer Pflicht nicht entziehen, wenn ſie gefährlich erſcheint.“ Das Wort imputirt Perier eine Freibeit.

Sie ſchweigt.

Eine luſtige Geſchichte von August Krüger.

Der Gymnaſial-Oberlehrer, Dr. philos. Mayer, hatte dereinst seine Gattin aus prieter Liebe geheiratet. Dergleichen damals nur in Reiz eines sehr mäßigen Einkommens und etwelcher Schulden aus seiner Studentenzeit her, war er doch unter dem Wahlſpruch: Eine Hütte und ein Herz! einem ganz unwiderſtehllichen inneren Antriebe gefolgt und hatte die blutarme, aber bildhübsche Tochter einer Beamtenwitwe zum Ehegeſponnſich erkoren.

Das junge Frauchen war, wie geſagt, mit allen irdentlichen äußeren Vorzügen ausgeſtattet, aber was ihren Garten ſaß in noch höherem Maße, wie jene, unwiderſtehllich angezogen hatte, das war ihr so bewegliches Weſen, ihr, wie Vogeltrillern klingendes Lachen und ihr witziges, ſtets heiteres Geplauder geweſen.

Jahr um Jahr verging, die Ehe blieb kinderlos, aber ſie ging es deswegen in dem kleinen Haushalte nicht zu, denn Frau Martha ſchwagte so lebhaft fort, als ob mindesſtens zehn kleine Erpflinge vorhanden wären.

Der Scheitel des Herrn Oberlehrers hatte ſich bereits bedenklich gelichtet, und es wurde ſeinem Befugnis nicht mehr leicht, mit den wenigen grauen Strahlen ſeine Haare zu decken. Aber auch Frau Martha alich schon lange nicht mehr ihrer eigenen, so beſtrickenden

Erſcheinung von ehedem, die dem jungen Philologen Herz und Sinn bezaubert hatte. Manches graues Haar blinkte in dem dünn gewordenen, dunklen Scheitel, manches Krähenfüßchen, ja — horribile dicta — Falte zeigte ſich an den Schläfen und um die Lippen. Aber unberührt von dem Wechſel der Zeiten ſchienen ihre Sprech- und Lachwerkzeuge zu ſein. Nicht zur Freude ihres Gatten, der ihre ſonstigen Eigenſchaften als brave Hausfrau hochſchätzte. Denn nur zu leicht wird uns mit der Zeit weniger erträglich, ja ſeit geradezu läſtig, was uns dereinst in dem Gegenſtande unſerer jungen Liebe entzückt hatte. Mit welcher Herzensſeligkeit hatte vor Jahren der verliebte Herr Doctor dieſem kleinen, süßen, kühlichen, beweglichen Mäuschen zugehört, hinter dem blinkende Perlentreiben ſich zeigten, und ein rothes Zünglein ſein luſtiges Spiel trieb — aber mit welchem Schredgeſühl beobachtete er jetzt, nach mehr denn zwanzig Jahren, ſeine Nerven zerrüttende Thätigkeit dieſer Mittelweiſe recht, recht ſpitz gewordenen Zunge, die freier, wie damals, hinter Zahnlücken, Stodzähnen und bleichen, dünnen Lippen ihr unheimliches Weſen trieb.

Und Frau Martha hatte immer etwas zu ſagen; ſie ſchwieg nie! Selbst im nächtlichen Schlummer arbeitete ihr Zünglein noch, und recht offen entriſſen ihre verworrenen Aiden dem Gatten den ihm so nöthigen Schlaf.

Und ihr Lachen klang nicht mehr ſüßern. Mitt einmal ſein Studierzimmer verſteckte ſie Woche er bei einer noch so streng wohnſchaftlichen

Arbeit, oder beim corrigiren ſeiner Klassenbeſte ſitzen — wollte und mußte ſie ihrer Schwagelienſchaft Luft machen, so drang ſie widerſtandslos bei ihm ein und erkor ihn zu ihrem Opfer. Und ſein Unwille, ja Zorn, zerpuſtete ſtets an ihrem energiſch abweiſenden Gelächter. Häufig ſtellte ſie dabei Vergleiche an zwischen einſt und jetzt, worauf er einmal höchſt ungalant zu erwidern wagte, daß fröhliches Geplapper von zwanzigjährigen Mädchenlippen ſehr anders klinge, als das ewige Geſchwätz einer Zahnfüßigen.

Weiter war es nicht gekommen, denn mit dem niederſchmetternden Donnerwort: „Ungeheuer!“ hatte ſie die Thüre hinter ſich zugeſchlagen, um in der nächſten Stunde die Schleuſen ihrer, durch die Erregung offenbar neugekräftigten Veredlichkeit wieder aufzuſchieben.

Schließlich hatte der Doctor, wie ein rechter Philoſoph, in ſein Schicksal ſich geſehen; wenigſtens haderte er nicht mehr gegen ſein Geſchick nach außen — deſto mehr aber nach innen.

Um so wunderlicher war es ihm aber und Anfangs ſchier unſagbar, daß Frau Martha eines Tages weniger ſprach, als ſonſt, muten in einer höchſt lebhaft begonnenen Tirade plötzlich das Zimmer verließ.

Der Doctor wagte noch nicht, Gutes zu hoffen, ja, er begann ſogar irgend eine unanwendbare Gefahr zu fürchten und beobachtete darum ſeine Ehegenoſſin mit Argusaugen.

Aber ſein ſchredenerregendes Ereigniß ſtellte ſich ein, nur wurde Frau Martha von Tag zu Tag immer

gen in der Winkelmann'schen Nähmaschinen-Fabrik aus-
proben sind.
Der Streik der Bildhauer in Rabenan dauert
verändert fort.

Locales.

Breslau, den 3. Juli 1894.

Die Maske vom Gesicht.

Schon längst wußten wir, was vom „Breslauer
General-Anzeiger“ zu halten ist, jetzt aber hat er sich
ihst die Larve vom Gesicht gerissen und sich als
reactionäres Blatt reinsten Wassers entpuppt. Wühend
über, daß wir mit unserer Polemik den Nagel auf
den Kopf getroffen, indem wir ihn der Denunciation
leben. spielt er in seiner gestrigen Nummer den sittlich
intriganten und wirft sich zum Vertreter der Conser-
vativen und Consorten auf. Die persönlichen An-
empfehlen lassen wir unerwidert, denn wir polemisierten
dieser Beziehung nur mit anständigen Gegnern
und nicht mit Denuncianten. Uns genügt, der
rohen Maske zu zeigen, welche Ziele der „Unparteiische“
erfolgt, indem er eine Polemik des conservativen
Blattes „Das Vaterland“ gegen die „Sächsische
Arbeiter-Zeitung“ abdruckt, die folgendermaßen lautet:

In diesen ernstlichen Worten wird der geistliche Act
trafender Berechtigung, der die schrecklichen Thaten sühnte,
gleichgestellt mit der schrecklichen Mordthat eines wahn-
sinnigen Mordgeistes. Mit dieser Gleichstellung wird aber
die geistliche Ordnung verhöhnt, mit Käsen gereizt. Man
ermäge: Die Hinrichtung eines Mordbuben, der mit Dummheit
Hunderter von Menschenleben bedrohte und gefährdete, ist
nichts anderes als die Ermordung des Herrschers durch
den Staatsgewalt. Frecher und gemeiner,
bühnlicher und banditenhafter kann der
gesetzlichen Ordnung nicht ins Gesicht ge-
schlagen werden. Das bedeutet nichts anderes als
die Aufrichtung einer Banditenmoral. Wer
solche Gedanken ins Volk wirft, der ist ein intellectueller
Mitschuldiger des Mordbuben, macht zu gleichen Thaten
geneigt, der gehört ins Zuchthaus. Freilich das Ge-
fährdet, das auf diese Weise mit den Dummtheiten ge-
meinsame Sache macht. Wie feige im Hintergrunde und
schreibt einen Tag täglich wechselnden Strohmännern vor,
von Parteiregen die Verantwortlichkeit übernimmt und,
wenn die Sache zum Abwachen kommt, nach berühmten
Mütern zufällig nicht dagewesen ist. Die Presse hat selbst
ausgiebig dafür gelehrt, daß alle unabhängig und ruhig
Denkenden zu der besten Ueberzeugung gekommen sind,
daß es so nicht weiter gehen könnte. „Weg mit der
Pressefreiheit!“

Dazu bemerkt der „General-Anzeiger“:

So das conservative Blatt. Etwas derb, aber
zutreffend. Was das die „Volkswacht“ ihrem
Redactor's album einverleiben. So wie das sächsische
conservative Blatt denken sehr weite Kreise der
Bürgerchaft.

Wir überlassen es unseren Lesern, sich zu der
Bemerkung des „Unparteiischen“ einen Commentar zu
machen. Für uns ist die Sache vorläufig erledigt.

Das neue Communal-Abgabengesetz und die Finanz- Verfassung von Breslau.

Unter den neuen Vorlagen für die nächste Sitzung
der Stadtverordneten-Versammlung befinden sich auch
die bereits angekündigten Beschlüsse des Magistrats über
die Einwirkung des am 1. April 1895 in Kraft treten-
den Communal-Abgabengesetzes vom 14. Juli 1893 auf
die Finanz-Verfassung von Breslau. Die Grundgedanken,
auf welchen das Communal-Abgabengesetz beruht, sind
im wesentlichen folgende:

Die Aufbringung des kommunalen Haushaltsbedarfes
soll nicht mehr, wie bisher, vorzugsweise nach dem Maß-
stabe der Leistungsfähigkeit (auf der Grundlage der
Einkommensteuer), sondern in erster Linie nach dem
Maßstabe von Leistung und Gegenleistung erfolgen.

Nach weiteren einleitenden Darlegungen des Ma-
gistrats über die, den Gemeinden durch das in Kraft
treten des bezeichneten Gesetzes im Allgemeinen ent-
stehenden Verpflichtungen, sowie über den derzeitigen
Stand der Finanzverwaltung Breslaus unter Zugrunde-
legung des Etats für 1894/95 macht er seine Vorschläge
betr. die im Hinblick auf das Communal-Abgabengesetz
vorzunehmenden Abänderungen bzw. Ergänzungen der
jetzigen Finanzverfassung. Der Magistrat bemerkt zu-
nächst, daß das Communal-Abgabengesetz für Breslau
zur Vornahme besonders tiefgreifender Reformen
keine Veranlassung bietet.

Er habe deshalb auch davon abgesehen, der Ver-
sammlung die Einsetzung einer gemischten Commission
zur Prüfung dieser Angelegenheit vorzuschlagen. Was
nun die einzelnen Punkte des aufzustellenden Finanz-
planes anlangt, so ist er der Ansicht, daß die Ver-
waltung der gewerblichen Unternehmungen
allen Beziehungen des Gewerbes entspricht. In Sachen
der kommunalen Gebühren, kommt er wieder auf eine
Canalgebühr zurück, die von Seiten von ihm als ein

zu beseitigender Mangel angesehen wird. Hinsichtlich
der Form der Canalgebühr glaubt der Magistrat,
nach wiederholter, sorgfältiger Prüfung der Angelegen-
heit, daß unter den verschiedenen, grundsätzlich in Frage
kommenden Gesichtspunkten für die Wahl der einen
oder anderen Form der Canalgebühr derjenige die ver-
hältnismäßig größte innere Berechtigung beanspruchen
darf, daß die Canalisation in erster Linie dem
Grundbesitzer zum Vortheil gereicht, dessen
Grundstück bei vorhandenem Anschluß an die
Canalisation, zweifellos einen erheblich höheren Werth
darstelle, als ein, an sich gleiches, nicht angeschlossenes.
In Gemäßheit dessen liegt der Vorlage der „Entwurf
einer Ordnung, betreffend die Erhebung einer Canal-
gebühr“ vor, der im § 1 die Erhebung der Canal-
gebühr von den Eigentümern der an die Canalisation
angeschlossenen Grundstücke zur Voraussetzung hat.

Anderweite Gebühren im engeren Sinne
werden nach dem Erachten des Magistrats neben der
Einführung einer Canalgebühr nicht neu in Frage
kommen. Zur Erhebung sonstiger Beiträge liege gleich-
falls keine Veranlassung vor.

Auf dem Gebiete der indirecten Steuern —
und das mag vielleicht unsere liberale Stadterwaltung
recht unangenehm empfinden — giebt das Communal-
Abgabengesetz dem Magistrat keine Gelegenheit zu einer
durchgreifenden Erweiterung. Die das Fleisch
vertheuern'e Schlachtsteuer (jährlich rund 1,130,000
Mark) soll fortan weiter erhoben und neu eingeführt
werden eine Steuer von zahmem Geflügel mit
einem Reinertrag von etwa 60 000 Mark. Als we-
niger zur Verminderung des Steuerbedarfs im Sinne
des Communal-Abgabengesetzes geeignete indirecte
Steuer hat der Magistrat ferner die Einführung einer
Umsatzsteuer vom Grundbesitz beschlossen, ver-
möge deren bei jedem Wechsel des Eigenthums an
städtischen Grundstücken — von Fällen des Eigenthums-
wechsels im Wege des Erbganges abgesehen — eine
Abgabe von einem halben Procent des Umsatzwerthes
an die Stadtgemeinde entrichtet werden soll.

Die Feststellung des Steuerbedarfs und die Ver-
theilung desselben auf die verschiedenen Steuerarten ge-
schieht vom Magistrat hinsichtlich der directen Steuern
wie folgt:

110 pCt. Zuschlag zur Staats- Einkommensteuer	3,300,000 Mk.
150 pCt. der staatlich veranlagten Grund- und Gebäudesteuer	200,500 „
100 pCt. der staatlich veranlagten Gewerbsteuer	619,300 „
in Summa 3,924,800 Mk.	

Zur Zeit beträgt der Zuschlag zur Staats-Ein-
kommensteuer 165 pCt.; die vom Magistrat vor-
geschlagene Höhe würde also eine nicht unbedeutende
Herabsetzung des Zuschlages sein. Bezüglich der Er-
hebung der Gemeindeabgaben hat der Magistrat die
Rückkehr zu der früher bestehenden monatlichen Er-
hebung aller Gemeinabgaben in Aussicht genommen
und zwar im Interesse der Verringerung der zwangs-
weisen Beitreibungen, sowie der Steueranfänge ins-
besondere bei der Gemeinde-Einkommensteuer.

Für heute wollen wir es bei der summarischen
Wiedergabe der Magistratsbeschlüsse bewenden lassen;
auf Einzelheiten kommen wir nächstens zurück.

[Was ist nächtliche Ruhestörung?] so könnte
eine Preisfrage lauten, die namentlich für Breslauer
Verhältnisse von actualer Bedeutung. Einen Beitrag
hierzu giebt folgender Vorgang: Vor einigen Tagen kam,
wie das oft vorkommt, gegen 1 Uhr Nachts ein Dampfer
mit Musik des Oberwasser herunter-fahren, durch seine
musikalischen Töne die Nachtruhe der Bewohner der
Mierstraße erheblich störend. Es ist ohne Zweifel ein
solches Nachtconcert gerade nicht nach Jedermanns Ge-
schmack, und der die Nachtruhe brauchende Arbeiter hat
ein besonderes Recht zu fordern, daß des Vermögens
einer Handvoll Bourgeois wegen, an der kurzen Zeit
seiner Erholung ihm nichts gekürzt werde. Besonders
beachtenswerth finden wir es aber noch, das man sonst
in puncto Ruhestörung, sobald es sich um einen Arbeiter
handelt, der einmal in später Stunde etwas laut in
feuchtschlicher Stimmung nach Hause wandert, sehr zart-
fühlend ist. Wenn daher oft, wegen geringen Lautens
eines Arbeiters, schon die Heiligkeit der nächtlichen Ruhe
erfordert, daß die heilige Hermandad ihres Amtes waltet,
so meinen wir, daß in unserem Fall dies um viel mehr
nöthig wäre. Mindestens aber sollte in manchen Fällen
dem Arbeiter gegenüber auch die Sicherheitsbehörde etwas
weniger streng sein.

[Volkerversammlung.] Die am Sonntag in
der Villa Niebich stattgehabte Volkerversammlung
hatte sich eines guten Besuchs zu erfreuen. Auf der
Tagesordnung stand ein Vortrag des Genossen

über „die Socialdemokratie und die bürgerliche Ge-
sellschaft.“ Seine längeren wohlüberdachten Aus-
führungen fanden den lebhaften Beifall aller Anwesenden;
eine Discussion fand nicht statt. Unter „Verschiedenem“
wurde auf Antrag des Genossen Siekmann und Wenhe
beschlossen, die Vertrauensleute zu beauftragen, inner-
halb 14 Tagen eine Parteiconferenz einzuberufen, damit
die Ergänzungswahl von Preiscommissions-Mit-
gliedern endlich stattfinden. — Der Vertrauensmann,
Genosse Thiel, theilte darauf mit, daß am 22. Juli
auf der Schwedenschanze ein Volksfest veranstaltet
wird, für welches zu agitiren, aller Parteigenossen
Pflicht ist.

[Die Gründung eines Arbeiter-Sänger-
bundes.] nach dem Berliner Muster hatte eine am
Sonntag einberufene Konferenz der Sänger Breslaus
zum Zweck. Wie die Konferenz zeigte, scheinen sich
zahlreiche Vereine für einen solchen Gedanken zu inter-
essiren, denn es waren Vertreter von 14 hiesigen
Arbeitergesangs-Vereinen anwesend, die sich nach längerer
Besprechung im Princip mit der Gründung eines Ar-
beiter-Sängerbundes einverstanden erklärten. Zur Er-
ledigung der hierzu nothwendigen Vorbereitungen, wie Aus-
arbeitung von Statuten u. s. w. wählten die An-
wesenden eine Commission, die aus den vertretenen
Vereinen besteht. Die erste Sitzung derselben findet
nächsten Sonntag, Vormittag 9 Uhr, wiederum in
Jänich Local, Kupferschmiedestr. „zum rothen Löwen“ statt.

[Sommer-Theater.] (Siebichs Etablissement.)
Die Mittwoch-Aufführung der Operette: „Der Ober-
steiner“ ist von Director Witke Wild Fräulein Clara
Wend, der beliebten komischen Alten, als Benefiz
bewilligt worden.

[Alarmirung der Feuerwehr.] Am 30sten
vorigen Monats, Nachmittags 3^{3/4} Uhr, entstand auf un-
ermittelte Weise auf dem Boden des Hauses Altbürger-
straße 14 Feuer; es brannten ein Quantum Stroh, ein
Theil der Diele, eines Bodenverschlages, der Dach-
schalung und eines Dachstuhls. Das Feuer war bei
Ankunft der Feuerwehr bereits gelöscht.

[Unglücksfälle.] Der Arbeiter Adolf Faust-
mann von hier kam durch einen Fehltritt zu Fall und
wurde von einem vorüberfahrenden, mit Eis beladenen
Wagen überfahren, wobei er einen schweren Splitter-
bruch am linken Unterschenkel davontrug. — Dem Ar-
beiter Ernst Schirrmann von hier stießen beim Bau der
Umgebungsbahn einige Stämme Holz auf den Rücken,
wodurch er zu Boden geschlagen wurde. Der Mann
erlitt schwere innere Verletzungen und Rippenbrüche.
Die beiden Verunglückten kamen im hiesigen Kranken-
Institut der Parnbergigen Brüder Aufnahme.

[Ertrunken.] Als gestern, Sonntag, Nach-
mittag, auf der Oder oberhalb der Sandplätze an der
Mierstraße mehrere Knaben in einem Rahne fuhren,
stürzte der neunjährige Sohn des Schiffers Otto Tige
aus dem Rahne in den Strom und ertrank. Seine
Leiche konnte noch nicht aufgefunden werden.

[Einbruch.] In der Nacht zum 1. d. Mts.
stieg ein Dieb durch ein Fenster in eine Werkstätte auf
der Palmstraße, erbrach einen Schreibelettar und
eignete sich 3-4 Mark an. — In derselben Nacht
wurde ein Keller auf der Mierstraße erbrochen und
daraus 20 Pfund Butter, zwei Mandeln Eier und
andere Lebensmittel gestohlen.

[Polizeiliche Nachrichten.] Abhanden ge-
kommen: Zwei Portemonnaies mit 9 und 20 Mark
Inhalt, eine goldene Damnubr und ein Sparkassen-
buch (Nr. 174) über 32 Mark. — Gestohlen: einer
Witwe auf der Hummerlei eine silberne Remontoiruhr;
einem Laufburischen am Christophorusplatz eine Cylinder-
uhr. — Verhaftet am 30. v. M. und . . d. Mts.:
183 Personen.

[Verband der Schneider und Schneide-
rinnen.] Die letzte Mitglieder-Versammlung fand
gestern Montag, den 2. Juli im Stadtausfeller, dem
neuen Vereins-local bei sehr gutem Besuche seitens der
Collegen und Kolleginnen statt. Nach einem sehr be-
fälligen aufgenommenen Vortrage des Genossen Siebich,
wählte die Versammlung Collegen Diepel als Delegirten
für den im August d. A. stattfindenden Verbandstag des
Schneider- und Schneiderinnen-Verbandes. Gemäß dem
Beschlusse der letzten öffentlichen Schneider- und Schneide-
rinnen-Versammlung ist die dem Delegirten gleichzeitig
das Mandat für den diesjährigen Verbandstag übertra-
gen.

Schlesien.

Wagau. In dem Wagau am 30. Juni
Abend in der ersten Stunde nach dem die Nacht
hatte sich eines guten Besuchs zu erfreuen. Auf der
Tagesordnung stand ein Vortrag des Genossen

